

e

DIGITAL
EDITION

GAYLE WILSON

EIN
HEIRATSANTRAG
ZUM FEST
DER LIEBE?

ROMAN

Gayle Wilson
**Ein Heiratsantrag zum
Fest der Liebe?**

IMPRESSUM

Ein Heiratsantrag zum Fest der Liebe? erscheint in der HarperCollins Germany GmbH

Redaktion und Verlag:
CORA Postfach 301161, 20304 Hamburg
Verlag Telefon: +49(0) 40/6 36 64 20-0
Fax: +49(0) 711/72 52-399
E-Mail: kundenservice@cora.de

Geschäftsführung: Jürgen Welte
Leitung: Miran Bilic (v. i. S. d. P.)
Produktion: Jennifer Galka
Grafik: Deborah Kuschel (Art Director), Birgit Tonn,
Marina Grothues (Foto)

© 2010 by Mona Gay Thomas
Originaltitel: „The Soldier's Christmas Miracle“
erschienen bei: Harlequin Enterprises Ltd., Toronto
Published by arrangement with HARLEQUIN ENTERPRISES II B.V./S.àrl.

© Deutsche Erstausgabe in der Reihe HISTORICAL SAISON
Band 7 - 2011 by CORA Verlag GmbH & Co. KG, Hamburg
Übersetzung: Vera Möbius

Umschlagsmotive: GettyImages_lavendertime

Veröffentlicht im ePub Format in 11/2019 – die elektronische Ausgabe stimmt mit der Printversion überein.

E-Book-Produktion: [GGP Media GmbH](#), Pößneck

ISBN 9783733728380

Alle Rechte, einschließlich das des vollständigen oder auszugsweisen Nachdrucks in jeglicher Form, sind vorbehalten.

CORA-Romane dürfen nicht verliehen oder zum gewerbsmäßigen Umtausch verwendet werden.
Sämtliche Personen dieser Ausgabe sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig.

Weitere Roman-Reihen im CORA Verlag:
BACCARA, BIANCA, JULIA, ROMANA, HISTORICAL, TIFFANY

Alles über Roman-Neuheiten, Spar-Aktionen, Lesetipps und Gutscheine erhalten Sie in unserem CORA-Shop www.cora.de

Werden Sie Fan vom CORA Verlag auf [Facebook](#).

PROLOG

Hier ist Wasser.“

Eine sanfte Hand hob seinen Kopf, und der Rand eines Metallbechers wurde an seine trockenen Lippen gehalten. Begierig trank er. Erst jetzt merkte er, wie durstig er war - ein Gefühl, das die Schmerzen der Brandwunden und anderer Verletzungen verdrängt hatten.

Als der Becher verschwand, stellte er die Frage, die ihn schon sein Stunden verfolgte. „Ist der Morgen angebrochen?“

„Nein, es ist immer noch Nacht.“

Eine weibliche Stimme. Englisch. Und kultiviert, schätzte er unwillkürlich.

„Noch etwas Wasser?“

„Bitte.“ Das Bedürfnis, die Frau an seiner Seite festzuhalten - das Dunkel zu verscheuchen -, überwog sogar seinen Durst. Trotzdem trank er einige Schlucke.

Kurz nach der Schlacht hatten sie ihm die Augen verbunden. Doch da war er bereits von der Finsternis eingehüllt gewesen. Nur sie allein fürchtete er.

Ein zweites Mal wurde der Becher von seinen Lippen entfernt, und er wusste, nun würde die Frau ihn verlassen. So wie die Freunde, die ihn hierher gebracht hatten. An diesem Ort an der französischen Küste sollte er warten, bis die Schiffe eintreffen und die Verwundeten nach England befördern würden.

Wenn sie davonging, würde die schreckliche Schwärze zurückkehren.

„Könnten Sie eine Weile hierbleiben?“, hörte er sich bitten, trotz seiner Erkenntnis, wie feige dieser Wunsch wirken

musste. „Es sei denn, andere Männer brauchen Wasser ...?“

„Nein, Sie sind der letzte Patient“, antwortete die Frau mit freundlicher Stimme.

„Das fiel mir auf“, sagte er, um das Gespräch fortzusetzen, „dieses klirrende Geräusch des Bechers am Rand des Eimers. Aber dann kam niemand.“

„Sie waren so still, Sir. Sicher dachten alle Pflegerinnen, Sie würden schlafen.“

Angesichts seiner Verletzungen hatten sie das wahrscheinlich für einen Segen gehalten. Und es wäre tatsächlich erstrebenswert gewesen. Doch er hatte keinen Schlaf gefunden, denn die Sorge um die Zukunft raubte ihm alle Hoffnung auf erholsame Ruhe.

Er hatte beschlossen, niemand dürfte ihn klagen hören. Immerhin war er ein Soldat, und andere hatten noch schlimmer gelitten als er.

Und jetzt - vielleicht lag es am Gedanken an zu Hause oder an der anonymen Situation - musste er sich dieser Frau anvertrauen, das Ausmaß seiner Feigheit gestehen, wenn auch nur einer unbekannten Stimme in der Dunkelheit.

Voller Selbstverachtung verzog er den Mund, weil es so lächerlich klingen würde, was er zu sagen hatte. Von einem schmerzhaften Ziehen in seiner verbrannten Wangenhaut wurde die Bewegung behindert. Doch das Geständnis rang sich wie von selbst aus seiner Kehle.

„Wie ein Kind fürchte ich mich in der Dunkelheit.“

Dann verstummte er und erwartete eine strenge Moralpredigt oder sogar einen Tadel wegen seiner Schwäche. Stattdessen schwieg die Frau - so lange, dass er wieder die Laute menschlicher Qualen ringsum hörte.

Schließlich fragte sie: „Sie nehmen bereitwillig Wasser von mir an, aber nicht meine Hilfe, wenn ich Sie umherführen würde?“

„Nicht wenn ...“ Er zögerte, bevor er die Wahrheit aussprach. „Nicht wenn ich für *immer* geführt werden müsste.“

Nie mehr reiten. Nie mehr tanzen. Nie wieder unbeschwert über eine Wiese wandern. Nie die Gesichter seiner Kinder sehen.

Bei diesem Gedanken schien sich ein schweres Gewicht auf seine Brust zu legen. Noch nie im Leben hatte er an seine künftige Nachkommenschaft gedacht, immer war etwas anderes wichtiger gewesen. Freunde. Sein Regiment. Die Kameraden. Der berauschende Sog der Gefahr, der sie täglich die Stirn boten, manchmal mit einer Zuversicht, die an Wahnsinn grenzte.

Jetzt erstreckte sich vor ihm eine Vision seines restlichen Daseins - eine Kombination aus Abhängigkeit und Invalidität. Diesem Los würde er sogar den Tod vorziehen, am besten hier, fern von allem, was er jemals gekannt und geliebt hatte.

„Weil Sie dann kein ganzer Mann mehr wären, Sir?“

Mochte es das sein, was er fürchtete? Zeugungsunfähigkeit infolge seines Gebrechens?

„Müsste ich damit rechnen?“

Sie war eine Frau. Sicher konnte sie diese Frage besser beantworten als er selbst.

„Nach meiner Ansicht würde das von dem Mann abhängen, der Sie früher waren.“

Darüber dachte er eine Zeit lang nach und nutzte die geistige Herausforderung, um die unbarmherzigen Schmerzen im Zaum zu halten. Natürlich wusste er, welchen Ruf er genoss. Furchtlos. Dieses Wort war oft genug gebraucht worden, um ein leichtfertiges Abenteuer zu schildern, in das er sich bedenkenlos gestürzt hatte.

Und darin lag die Kernfrage. Niemals hatte er über den Moment zwischen Leben und Tod hinausgedacht, niemals

die Möglichkeit eines Lebens erwogen, das sich von seinen gewohnten Erfahrungen unterschied. Besaß er den Mut, mit der Behinderung zu leben, die er sich ausmalte, seit sie die Binde über seine Augen gelegt hatten?

„Gewiss führt man ein einfaches Leben, wenn man jung und frei und stark ist.“ Die Stimme neben ihm echote seine Gedanken. „Aber ohne das alles – ich glaube, das Schicksal der Blindheit erfordert einen Mann von bemerkenswertem Mut.“ Sie sprach so leise, dass er sich anstrengen musste, um das letzte Wort zu verstehen.

Und dann, in der Stille, die endlich auf die Verwundeten herabgesunken war, ertönte fernes Glockenläuten, ein heiterer, klarer Klang, ganz anders als das Stöhnen der Leidenden.

Ein Fest? Die Feier eines hart erkämpften Sieges, in einer Schlacht, an der er nicht teilgenommen hatte?

„Was bedeutet das? Was geschieht da draußen?“

„Weihnachten.“ In der Frauenstimme schwang Staunen mit. „Der Weihnachtsmorgen. Das hatte ich ganz vergessen ...“ Der letzte Satz wies auf schwache Belustigung hin.

„Weihnachten“, wiederholte er kaum hörbar.

Erinnerungen, die dieses Wort heraufbeschwore, stürmten auf ihn ein und verjagten das Dunkel, das alles Gute in seinem Leben zu vernichten gedroht hatte. Plötzlich erschienen tausend Bilder, hell und fröhlich und einst so vertraut, so geliebt.

„Eine Jahreszeit voller Wunder“, fügte sie hinzu. „Vielleicht ...“

Erneut verhallten die restlichen Worte. Doch sie waren überflüssig. Was wirklich zählte, hatte sie bereits gesagt.

Daran klammerte er sich in den nächsten langen Tagen und Nächten, nicht so sehr an die unausgesprochene Andeutung, ein Wunder könnte sich immer noch ereignen.

Ich glaube, ein solches Leben verlangt einen Mann von bemerkenswertem Mut.

Und in den Jahren, die diesem Augenblick folgten, war unerschütterlicher Mut das Einzige, worum er in seinen Gebeten flehte.

1. KAPITEL

Soeben ist Post eingetroffen, Mylord, vielleicht die Antwort, auf die Sie gewartet haben.“

Rodgers' Mitteilung verengte seine Kehle, was Guy sich nicht ganz erklären konnte. Gewiss, er hatte eine Antwort auf eine Erkundigung erwartet. Doch er sah keinen Grund, diese würde die gewünschte Information enthalten – ebenso wenig wie seine zahlreichen anderen Anfragen in den letzten fünf Jahren.

„Würden Sie mir den Brief vorlesen, Rodgers?“ Zu Guys Erleichterung verriet seine Stimme nichts vom Aufruhr seiner Gefühle.

„Natürlich, Mylord.“ Nach einer kurzen Pause fügte der Butler hinzu: „Die Kerzen, Mylord. Wenn ich darf ...?“

„Ja, selbstverständlich.“ Guy wartete, bis Rodgers genug Kerzen angezündet hatte, um in ihrem Licht den Brief zu entziffern.

Bevor der Butler anfing zu lesen, räusperte er sich. Nur stockend kamen die komplizierten Wörter über seine Lippen, die einfachen umso schneller.

Im ersten Abschnitt des Schreibens würdigte Major Roland Abernathy in höflichen Worten Viscount Eastons militärische Leistungen. Dann bekundete er seine Hoffnung auf einen weiteren guten Gesundheitszustand Seiner Lordschaft. Erst im zweiten Absatz erwähnte er den Grund der Korrespondenz. Obwohl Rodgers ein wenig stotterte – die gewünschte Erklärung wurde überraschend schnell abgegeben.

Falls man nach fünf Jahren von „schnell“ sprechen konnte.

„Meines Wissens hielt sich während des Zeitraums, den Sie nannten, nur eine einzige Engländerin von gehobenem Stand in St. Jean de Luz auf, Captain William Stowes Gemahlin Isabella. Allerdings weiß ich nicht, ob sie die Dame ist, die Sie suchen. Ich kann Ihnen jedoch versichern, dass Mrs. Stowe, deren Großmutter eine Portugiesin war, den Bemühungen der Alliierten hervorragende Dienste geleistet hat. Ihren derzeitigen Wohnort kenne ich leider nicht. Da sie inzwischen verwitwet ist und die Pension ihres verstorbenen Ehemanns bezieht, wird Ihnen der Kommandeur von Captain Stowes Regiment möglicherweise weitere Auskünfte geben ...“

Während Rodgers die abschließenden Bemerkungen des Majors vorlas, galt Guys Interesse nurmehr der ersehnten Information. Nun hatte die Frau, die in jener Dezembernacht sein Leben gerettet hatte, einen Namen. Isabella Stowe, deren Großmutter eine Portugiesin gewesen und die nun verwitwet war.

In seiner Fantasie entstanden infolge der neu gewonnenen Kenntnisse Visionen, die sich von früheren Vermutungen unterschieden. Was immer die Frau sein mochte, deren Worte ihn vor abgrundtiefer Verzweiflung bewahrt hatten – sie war keine typische Engländerin, abgesehen von einem wichtigen Aspekt.

So wie viele Hundert andere Frauen, die wegen des Krieges gegen Napoleon ihre Ehemänner verloren hatten, lebte sie vielleicht in beschränkten Umständen. Wenigstens in dieser Hinsicht konnte er etwas unternehmen.

Und falls er sich diesbezüglich irrte, wollte er ihr danken, denn sie hatte so viel für ihn getan. Natürlich war das der Grund gewesen, der ihn zu seinen Nachforschungen bewogen hatte. Jetzt kannte er ihren Namen, das Ziel seiner langen Suche geriet in Reichweite.

Isabella senkte den Kopf. Mit ihrem Daumen und dem Zeigefinger schloss sie die Augen. Dadurch verringerte sie weder die Schmerzen in ihren Schläfen noch den Stapel der Rechnungen, die vor ihr lagen.

Gegen *dieses* Problem konnte sie anscheinend nichts tun. Die Pension ihres verstorbenen Mannes reichte nicht aus, ihre Bemühungen, das spärliche Einkommen aufzubessern, waren fehlgeschlagen. Und wenn kein Essen mehr auf den Tisch gelangte ...

„Eine gute Tasse Tee wird Sie stärken, meine Liebe“, entschied die Haushälterin. Mit der Vertraulichkeit ihres jahrelangen Dienstes schob die sie Zahlungsaufforderungen der Ladenbesitzer beiseite, um auf dem Schreibtisch Platz für die Kanne zu schaffen. „Ein Gewitter braut sich zusammen. Nur deshalb haben Sie Kopfweh“, fuhr sie fröhlich fort und schenkte den Tee ein. „Meinem Großvater ist es genauso gegangen, der hat jedes Unwetter vorausgesehen.“

In der Tat, ein Gewitter braute sich zusammen, stimmte Isabella in Gedanken zu und hob die Tasse an ihre Lippen. Und zwar eines, bei dem Sturm und Regen keine Rolle spielten.

„Was sagte Mr. Winters, als er Ihnen diese Mahnung gab?“ Isabella blickte auf, um herauszufinden, ob sie eine ehrliche Antwort erhalten würde.

„Nun, ich habe ihm ganz gehörig die Meinung gegeigt“, erwiderte Hannah resolut. „Einer von *seiner* Sorte stellt Forderungen an Mrs. Stowe, warf ich ihm vor, und er sollte sich schämen.“

„Weil er bezahlt werden will? Das dürfen Sie ihm wohl kaum verübeln. Immerhin muss er eine Familie ernähren.“

„Und haben Sie ihm nicht stets sein Geld gegeben? Solange wir seine Kundschaft waren? Er wird's schon noch kriegen, das habe ich ihm versichert.“